

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

Dr. Werner beleuchtete ausführlich die geschäftliche Tätigkeit von Felix Binker in den letzten Jahren; charakterisierte seine verschiedenen Gründungen, fügte Auszüge aus dem Handelsregister Dresden und Berlin bei, benannte Personen als Zeugen und Sachverständige, ging dann auf die Geschichte der Ehescheidung und die Auseinandersetzungen ein. Wies aus der Vermögenslosigkeit der Frau Binker-Erington nach, daß der Erwerb dieser Hypotheken in ihrem Namen ein Scheingeschäft, in Wahrheit ein eigenes Geschäft des Sohnes sei.

Sie meldete der zweite Schreiber Frau Berta Binker.

„Ich lasse einen Augenblick bitten zu warten.“

Dann diktierte er weiter und schloß die Anzeige mit dem dringenden Antrag, Felix Binker sofort zu verhaften, um zu vermeiden, daß er Zeugen zu seinen Gunsten beeinflussen werde.

„So, Meinhold, das wäre zunächst alles. Bitte sauber abschreiben zu lassen. Zwei Durchschläge. Machen Sie sich gleich an die Arbeit. Ich gehe morgen zu Staatsanwalt Grünlich.“

„Soll ich Frau Binker rufen?“

„Lassen Sie nur, ich gehe selbst hinüber.“

Frau Binker stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt. Dr. Werner konnte ihr Gesicht nicht sehen, doch ihre schlaffe, wie willenlose Haltung zeigte, wie müde sie war. Er ging schnell auf sie zu und gab ihr die Hand. Es war wie der stumme Händedruck bei einem Begräbnis.

„Wau-wau-wau,“ kam es hinter der grünen Portiere hervor. „Wau-wau-wau,“ und Georgy steckte seinen Kopf durch. Die langen blonden Locken flossen um das lachende Kindergesicht, ein Vogengesicht von van Dyck.

„Wie eigen das Leben durcheinander webt! Dort spielt das Kind und daneben schreibt Meinhold die Anzeige gegen den Vater. Soweit ist es nun doch gekommen.“

„Ich ahnte es, als Sie mich rufen ließen.“

„Ja, soweit ist es nun doch gekommen. Es geht nicht anders.“

Er führte Frau Binker in die Bibliothek und schob ihr einen bequemen Stuhl zu. Er selbst ging auf und ab und berichtete ihr, was sich zugetragen hatte, und je mehr er sprach, je mehr verbläute die weiche Stimmung, die das blonde lachende Kind in das Zimmer gebracht hatte, und der Born schämte wieder in ihm auf, da er von der Perfidie des Vaters erzählt. „Es bleibt nichts anderes übrig. So lange der Gauner auf freiem Fuße ist, kommen Sie nicht zur Ruhe und alle meine Arbeit ist umsonst!“ schloß er seine Darstellung.

Frau Binker hatte ihm aufmerksam zugehört, ohne ihre Stellung zu verändern; nur einmal oder zweimal hob sie die linke Hand und strich über die Stirne, als ob sie eine Haarsträhne wegnehmen wollte.

„Sagen Sie mir, Dr. Werner.“ — und sie sah ihm prüfend in die Augen — „wenn Felix verurteilt wird, kann er dann noch durchsehen, das Kind zu sich zu nehmen?“

„Nein, dann ist seine ehrlöse Gesinnung quasi offenkundig. Einem Menschen, der wegen einer ehrlösen Handlung verurteilt ist, wird das Gericht ein Kind zur Erziehung nicht überlassen. Sie können über diesen Punkt beruhigt sein.“

Frau Binker senfte tief auf, wie erleichtert: „Dann soll er ins Gefängnis kommen. Er gehört schon lange dort hin.“ Ihr Gesicht hatte einen harten, bösen Ausdruck.

Am nächsten Vormittag suchte Dr. Werner den Staatsanwalt Dr. Grünlich auf, um ihm die Anzeige selbst zu übergeben und mit ihm persönlich über den Fall zu sprechen, vor allem zu sehen, wie er sich zum Antrage der sofortigen Verhaftung, die an sich nach dem Gesetze nicht obligatorisch war, stellte.

Staatsanwalt Dr. Grünlich hatte die Buchstaben A bis F zu bearbeiten und somit gehörte der Fall Binker zu

seiner Kompetenz. Er war ein ruhiger, besonnener Beamter, der keine voreiligen Schlüsse zog und nicht in jeder Person, gegen die eine Anzeige einlief, schon den verurteilten Verbrecher sah.

Kaum hatte er den Namen Felix Binker gehört, so unterbrach er Dr. Werner: „Ist das Felix Binker, der früher in Dresden lebte? Der bekannte Bauschwindler? Zentralbadgesellschaft? Terraingesellschaft Niederfedlit?“

„Derselbe.“

„Der ist uns hinlänglich bekannt. Das ist ein gemeingefährlicher Gauner. Bisher war es stets unmöglich, ihn zu fassen. Entweder hatte er seine Betrügereien so geschickt eingefädelt, daß man ihm nach dem Gesetze nicht beikommen konnte, oder die Zeugen, die zumeist seine Komplizen waren, sagten so zaghaft und zurückhaltend aus, daß wir nichts machen konnten. Mein Vorgänger, Kollege Walter, hatte ihn vor Jahren, ich glaube es sind jetzt neun Jahre schon her, auf die Anzeige einer Depotunterschlagung hin verhaftet, aber das Geld war plötzlich wieder da...“

„Weil seine Frau ihren Schmutz verpfändet und die Summe in den Geldschrank gelegt hatte, bevor Ihre Beamten die Hausdurchsuchung vorgenommen hatten.“

„Davon wußte ich nichts.“

„Ich habe den Fall mit herangezogen, um seine moralische Qualität zu beleuchten, denn ob er damals durch das Eingreifen seiner Frau von einer Verurteilung gerettet wurde, ändert nichts an der Tatsache, daß er zirka 7000 Mark Depotgelder unterschlagen hat. Und seine Frau ist heute bereit, auszusagen.“

Staatsanwalt Dr. Grünlich zog die Augenbrauen hoch und legte den Kopf auf die Seite.

„Nein, Herr Staatsanwalt,“ sagte Dr. Werner lächelnd, „der Fall ist verjährt. Und rein menschlich betrachtet, hat die Frau damals nichts getan, was ihren Charakter in ein ungünstiges Licht setzen könnte.“

Auch der Staatsanwalt lächelte jetzt, dann sagte er: „Wahrscheinlich tut es ihr nachträglich selber leid. Ich werde sofort die Anzeige genau prüfen und mich dann entscheiden, ob die Verhaftung vorzunehmen ist oder nicht.“

„Ich möchte Ihnen in den nächsten Tagen Berta Binker selbst schicken. Die könnte Ihnen noch Einzelheiten mitteilen.“

„Wird mich freuen. Bitte übermorgen nachmittag zwischen drei und vier.“

„Schön, zwischen drei und vier.“

Und dann ging Dr. Werner.

Doch bevor noch Frau Berta Binker den Staatsanwalt aufgesucht hatte, wurde Felix Binker, der bei einer Verfeinerung in Dresden anwesend war, auf der Straße verhaftet.

Der Gegner war unschädlich gemacht. Aber konnte das allein die Frau retten? So, wie die Sachlage war, hätte ein Zivilprozeß angestrengt werden müssen, in dem nachgewiesen wurde, daß Frau Berta Binker-Erington nicht aus eigenen Mitteln den Schuldtitel hätte erwerben können, daß der Erwerb dieses Schuldtitels ein Scheingeschäft und daß Felix Binker allein Erwerber des Schuldtitels war. Der Prozeß hätte in Berlin geführt werden müssen, dem Wohnsitz von Felix Binker, und in Armenrecht, da Frau Berta Binker völlig vermögenslos war. Mit alledem war Frau Binker nicht gedient. Sie konnte bis zum Ausgang des Prozesses verhungern und der so notwendige Ausgleich mit ihren Gläubigern würde ins Wasser fallen.

Ja, aber was tun? Wo einsehen, um die Frau zu retten, um ihren Ruin zu verhindern?

Einen ganzen Abend und die lange Nacht ließ sich Dr. Werner, all dieses durch den Kopf gehen und überlegte hin und her, wog Möglichkeiten sachlich ab, aber fand keinen Ausweg. Doch am nächsten Morgen tauchte in seinem Kopfe ein Plan auf und er ließ Frau Berta Binker gegen elf Uhr auf seine Kanzlei kommen.

„In der Zeit,“ fragte er, „in der Sie zu dritt zusammengelebt haben, war da die Mutter im Wilde über das, was der Sohn seine geschäftliche Tätigkeit nannte? Ich meine, versteht sie etwas von Geschäften? Das ist für mich jetzt eine sehr wichtige Frage, Frau Binker.“

„Von Geschäften versteht die Frau gar nichts. Sie hat ebenso wie ich blindlings alles unterschrieben, was der Sohn ihr vorlegte und zu allem Ja und Amen gesagt. O, nein, auch die Mutter durfte sich nicht auflehnen. Wie oft hat sie Wechsel unterschrieben über Tausende und Abertausende. Da hieß es einfach, bitte setze einmal deine Unterschrift hierhin, ich brauche sie. Fertig. Und sie unterschrieb, genau wie ich.“

„So, so — — — Es ist also möglich, daß die Mutter gar nichts von dem Erwerb der Hypothek für sie weiß? Daß sie die Generalvollmacht unterschrieben hat, nur weil ihr Sohn das so wünschte.“

„Das ist sehr leicht möglich. Jedenfalls hat sie nicht die dreitausend Mark bezahlt.“

Dr. Werner schweig. Nach einigen Augenblicken sagte er: „Und deshalb werde ich heute Nacht nach Montreux fahren und mit der Frau selbst verhandeln.“ (Fortf. folgt.)

Bei den geselligen Känguruhs.

Von Alwin Rath.

Ich habe diese merkwürdigen Hüpfertiere oft in Momenten im Zoologischen Garten beobachtet, wo sie durchaus nichts von Geselligkeit zeigten. Sie sprangen mit Behemung gegen das nachbarliche Gitter an, wo sich ein anderes Känguruh etwas herausfordernd auf die Hinterbeine gehockt hatte und mit den zierlichen Vorderpfoten, die noch nicht in Ohrfeigennähe gekommenen nachbarlichen Hüpfgenossen hänselte und übermütig heranwinkte. Wie der Sturm sauste ein fuchsroter Springer gegen die reizende Herausforderung dieser winzigen Pfötchen an. Zwei drei Kielenzüge durchs ganze Gitter hin — und schon fuhr seine noch kräftigeren Vorderhände durch das Gitter, wo sich der „Muser zum Streit“ etwas ängstlich zurückgezogen hatte, und suchte den frechen Nachbar an den Ohren zu zupfen, ihm Maulschellen zu geben. Aber der fuhr plötzlich in verschlagener Listigkeit mit den mächtigen Hinterschlenkeln gegen das Gitter empor und schlug die sicher nicht angenehm klingenden, scheußlich langen, spitzen Mittelhufe dieser wie kleine Pferdehufe anmutenden Hinterpartien gegen den Kraxelstigen los. Ein Fuß fuhr plötzlich um ein Stück durch das Gitter. Wie schnell da der ansehnliche Untertörper des wohl etwas unsanft Gestochenen jählings zurück. Ein kleiner, gellender Laut und gleich machte er dasselbe Manöver mit dieser fürchtbaren Waffe der Känguruhs. Aber der kleinere Graupelz, sein Gegner, hatte ebenfalls wieder ausgeholt und nun zog es der an Körpergröße wohl überlegene Fuchsrote vor, sich um einen halben Meter zurückzollern zu lassen und mit der frischen Zunge etwas Balsam auf die Hiebe zu legen.

Sie sind unermüdetlich in dem Geplänkel durch das Gitter hindurch. Wären diese Kraxelbürsten beieinander, wie würde das Feli stäuben. Es ist nicht selten Eifersucht der Männchen untereinander, die ihre scharfen „Hinterpfote“ in Bewegung setzt. Dabei stützen sie sich auf den als Stuhl recht oft benutzten dicken Schwanz. Und nun erst in der freien Natur, in der Wildnis! Im australischen Busch, wo zwar recht stachelige Dornenbüsche wuchern, wo aber ein Känguruh mit Sprungweite von zehn Metern pro Satz elegant hinüberkaut, wenn's gilt, einem verhassten Nebenbuhler gehirnerschütternde Kopfnüsse auszuteilen, ihm den Bauch aufzuschlagen und ihn so gänzlich vor dem neugierig zuschauenden Känguruhliebchen, das dem Sieger anheimfällt, zu klammern. Besonders duelllustig sind die kleinen Känguruhs, wie alles Kleine sich ja durch Wisigkeit und Boshaftigkeit auszeichnet, da ihm der Kampf um die Existenz um so schwerer wird. Diese kleineren „Hüpfertiere“, zu denen das in Süd-Queensland, Neusüdwales und Victoria herumtollende Pademelon zum Beispiel gehört, wie auch das Gelbfuß-Känguruh und der Hasenpringer, tragen sich bei ihren Kämpfen wegen einer weiblichen Känguruhschnauze halb oder ganz kahl, gewöhnlich so kahl, daß man es dem Weibchen nicht verübeln kann, wenn es sich nach einem schöneren Vater für seine Kinder umschaut. Ein Farmer in Victoria hatte ein zahmes Pademelonpärchen. Da ist eines Tages ein männliches rostbauchiges Wallaby, ein anderer bedeutend größerer Springbeutler über die Palisaden der Farm hinübergesetzt und macht dem etwas verstörten Weibchen vor den Augen des Männchens in unverschämtester Weise den Hof. Aber es wollte durchaus nichts von dem Zudringlichen wissen. Das Pademelonmännchen mußte sich erst mit dem Eindringlichen zwar zanken, daß an seinem Hinterteil kaum noch ein Härchen zu sehen war. Dann jedoch hatte der Rostbauch den gleichen Kampf mit dem treuen Pademelonweibchen zu bestehen, dem auch die Haare nur so um das treue Herz herumstoben. Der Schluß der Werbung war: Wallaby macht Kehrt und ist in hohem Satz wieder über die Palisaden fort.

Wenn diese schlimmen Zeiten der Verliebtheit und Eifersucht vorbei sind, machen die Känguruhs der ihnen nachgerühmten Geselligkeit wirklich alle Ehre. Sie leben dann in größeren Rudeln an ihren Weideplätzen zusammen, gewöhnlich in Herden bis zu fünfzig Stück. Aber man hat auch schon sehr kräftige Stämme von 100 und mehr Tieren beisammen gesehen. Ein altes Männchen, das sich gewöhnlich durch besonders scharfe Beobachtungsgabe, durch vortreffliche Seher und scharfe Witterung auszeichnet, ist der „Zeit-

hammel“, dem alle übrigen blindlings folgen. Tagsüber liegen sie, die Hinterläufe weit von sich gestreckt in aller Behaglichkeit und Ruhe im hohen Grase, knappern um sich herum nur wie zum Zeitvertreib ein paar Halme ab, oder sie hocken nebeneinander und spielen mit den Vorderpfoten, wälzen sich umeinander, raufen sich ein wenig im Haar, machen Hopper übereinander weg und versuchen es wohl, wer der geschmeidigste auf den Hinterbeinen ist. Die Jungen tänzeln um die Mütter herum und lagbalgen sich, wie unsere jungen Fische und Varen, spielen bald mit Zweigen, bald mit prunkend vorübertaumelnden Faltern, die den ganzen tiefblauen Schmelz des Tropenhimmels auf ihren gleichenden Schwingen tragen. Kaum aber gibt das alte Leitmännchen einen Warnlaut von sich, so stürzen sich die Jungen, so flink ihre auch schon entwidelten Hüpfbeine es nur zulassen, zur Mutter heran. Diese hat sich erhoben, die Beuteltasche unter ihrem Leib, der Bohnsitz des Känguruhlindes, steht schon halb offen, und kopfüber stürzt sich das erschreckte Kleine in den Beutel. Die langen Beine starren noch heraus, da setzt sich die ganze Herde schon stürmisch in Bewegung. Die kleinen Vorderhände sind dicht an den Leib geschmiegt, der starke Schwanz steht in der glatten Richtung des schnellenden Körpers gerade nach rückwärts. Alles an diesen wie spitze Reile nun durch die Lüfte voranzusenden, auf den Hinterbeinen in großen Bögen von 2—3 Meter Höhe und 8—10 Meter Weite dahinschwebend, über Gebüsch und niedrigere Baumarten leicht wegsetzenden Körpern ist auf Schnelligkeit eingestellt, und nichts darf dem Binde irgend ein besonderes Hindernis entgegenstellen. Solche rasende Hejagd, der kaum ein Jäger auf dem schnellsten Pferde nachzukommen vermag, halten diese Tiere merkwürdigerweise mehrere Stunden lang aus, ohne auch nur ihr stürzendes Tempo im geringsten zu vermindern. Sie bei diesem jagenden Auf- und Niederhopsen zu erlegen, ist eine besondere Schwierigkeit.

Ein Australier sagt darüber: „Das große Geheimnis beim Känguruhschießen, das von vielen für überaus schwierig gehalten wird, beruht darin, sich nie zu übereilen. Man muß niemals eher schießen, als bis das Känguruh in guter Schußweite angekommen ist, und dann nach dem Halse zielen. Doch will ich nicht verkennen, daß die eigentümliche Art der Tiere zu springen, Anfänger sehr verwirrt, und es auch für den ausgeleiteten Schützen keineswegs leicht ist, ein in voller Flucht dahinjagendes Känguruh zu erlegen.“ Zum Schluß, wenn das Känguruh doch in den Bereich der Hunde gekommen ist, was besonders durch aufgeweichten Untergrund oder durch felsiges abschüssiges Terrain leicht verursacht wird, auf dem sich das springende Tier immerfort nur überstürzt, setzt es meist noch einen bösen Kampf ab. Die spitzhufigen Hinterfüße an den durch die ewige Flucht so gänzlich unproportional ausgebildeten mächtigen Schenkeln, schlagen mit tödlicher Wucht den Angreifer in den Leib hinein. Junge Hunde sind fast regelmäßig bei diesem Kampf verloren, während alte, besonders die auf diese Jagd dressierten Känguruhhunde, sich wohlweislich vor diesen bösen Waffen hüten. „Selbst der Mensch hat sich vorzusehen,“ hebt der eben angezogene Australier hervor, „um nicht die Kraft der Klauen zu erfahren. Jedenfalls tut der Jäger wohl, wenn er dem niedergeschossenen Wild sofort die Sehnen durchschneidet. Denn noch todwund schlagen die Känguruhs in gefährlicher Weise mit den Hinterbeinen um sich. Ich bin zweimal in Gefahr gewesen, von einem Känguruh verwundet zu werden, und beidemal mit einer Kraft zu Boden geworfen worden, daß mir Hören und Sehen verging.“ Das Känguruh scheut sich auch eventuell nicht, wenn es dem Jäger von den Hunden getrieben wird, diesem glattweg über den Kopf zu springen. Es kann dann auch wohl, wenn es den Jäger nicht früh genug erblickt, bei seinem windschnellen Zagen nicht so plötzlich aus der Richtung heraus. So berichtet Gould: „Nachdem es ungefähr eine Viertelmeile laufend zurückgelegt hatte, wandte es sich plötzlich um und kam gegen mich zurück. Die Hunde waren ihm dicht auf den Fersen. Ich stand vollkommen still, und so lief das Tier bis gegen 6 Meter an mich heran, bevor es mich bemerkte. Zu meinem großen Erstaunen bog es jedoch weder zur Rechten noch zur Linken aus, sondern setzte mit einem gewaltigen Sprunge über meinen Kopf weg. Ich war nicht imstande, ihm einen Schuß nachzusenden.“

Gewöhnlich bergen die Känguruhmütter auch bei der wildesten Flucht ihr Baby in dem Leibbeutel. Nur, wenn sie mit dem etwa schon ziemlich großen Jungen nicht mehr vorankommen können, greifen sie eiligst in den Beutel hinein und lassen den kleinen lebendigen Ballast fallen. Diese eigentümliche Beuteltasche, die die säugenden Känguruhs unterm Leib tragen, muß eine Bildung sein, die früher noch mehr Arten der Säuger vergangener Erdperioden besessen haben. Wir finden sie heute außer bei den zahlreichen Varietäten dieser „Hüpfertiere“ noch beim Beutelwolf, beim Beutelmarter, der Beutelmaus und beim Bombat, einem plumpen Nagetier von lichtgrauer oder brauner Färbung, das in Tasmanien sich herumtreibt, und ebenso bei den zierlichen, postterlichen Muffelmäusen, die an den Blütenolden westaustralischer Sträucher und Frühlingsbäume mit ihrer spitzen Muffelschnauze und der fadenartigen langen Zunge wie Kolibris den Honig aus den tiefen Nischen schlucken.

Alle diese Tiere zeigen eine ganz abnorme, auf lang beschollene Erdperioden zurückweisende Art, das noch ganz lebensunfähige Junge außerhalb des Leibes allmählich zur Entwicklung kommen zu lassen. Das Riesenkänguruh z. B., das drei Meter lang ist und in hodender Stellung die Höhe eines Mannes hat, gebiert schon nach 89 Tagen ihr Kleines. Es ist eine wahre „Frühgeburt“, denn das noch in embryonalem Zustand befindliche winzige

Wesen hat erst eine Länge von 3 Zentimetern! Der zarte Leib ist wie ein durchsichtiger, bläulich roter Wurm anzuschauen, ohne jede Ausbildung irgendwelcher Gliedmaßen, ohne Ohren und Atemlöcher. Die Mutter drückt dies unscheinbare Klümpchen weichen, fast zerfließenden Fleisches vorsichtig mit den Händen innerhalb des Beutels an eine Zitze und hält es fest, bis es sich dort allmählich festgezogen hat. Nach dieser ersten scheinbaren Tätigkeit, die mehr nur ein Hastenbleiben der winzigen Schnauze infolge der beständigen mütterlichen Zutunlichkeit ist, fliehet dem kleinen hilflosen Wesen von selbst die Nahrung zu. Acht Monate lang, hängt es nun an der Brust im Beutel, in diesem nach außen verlegten Fruchthaleer. Bis es eines Tages, wenn es schon völlig behaart ist, der oft zuschauenden und helfenden Alten ein paar kleine dumme Augen zeigt, auch die Ohren schon halb lauschend aufrichtet und endlich mit stumpfen Sinnen den ersten Anzeichen einer ihm außerhalb seines „Kinderzimmers“ lebendig werdenden Welt aus dem Fell der Mutter entgegenborstet und entgegenstiert. Für den, der so ein „tragendes“ Känguruhweibchen erblickt, ist es wirklich ein absonderlicher Anblick, wenn seine Augen zum erstenmal das Junge aus dem Bauchfell mit fürwähigem Köpfchen hervorucken sehen. Plötzlich erhält es aber von einer Vorderpfote der Alten einen kleinen zärtlichen Schlag auf die Nase, und da ihr's verschwunden im Fell, und nur noch ein kleiner Hautkniff zeigt, wo es sich vor einer drohenden Gefahr verstecken mag.

Känguruhs bleiben ewig Säuglinge. Selbst, wenn sie ganz erwachsen sind, und als Männchen eventuell noch längere Hinterbeine als die Mutter haben, sehen sie diese immer noch ab und zu als ihre Säugamme an. Und der auffällig stark ausgeprägte Familiensinn der gutmütigen Weibchen gestattet dann so einem großen Durcheinander noch, was ihm eigentlich nur als dreieckiges Baby mit vollem Recht zustand. Weinland stellte gar fest, daß eine Känguruh-Urgroßmutter noch ihre Tochter säugte, als diese selbst lebende kleine Schmarotzer schon an sich trug.

Die Tiere werden in ihren Heimatländern so außerordentlich gejagt, weil sie ein ganz schätzbares Wildbret liefern. Aus diesem Grunde waren sie auch schon einmal bei uns in der Eifel an den stummen dunklen Maaren, den graulichen Kraterseen der erloschenen Feuerberge, zu sehen. In ziemlichlicher Anzahl waren sie eingeführt und vermehrten sich vortrefflich. Eines Tages aber beannen sie sich auf ihre guten Hinterbeine und gingen auf die „Tippelei“ — vielleicht um sich in ihrer neuen Heimat etwas mehr umzusehen und auch neue Futterplätze aufzusuchen. Das bekam ihnen aber schlecht. Sie wurden von caritativsüchtigen Schützen nach und nach niedergelallt, und mit einem neuen Versuch der Einbürgerung dieser interessanten Australier scheint's noch gute Weile zu haben.

Die Frau vom Moor.

Von Alice Fliegel.

Seltam still tastet sich die Nacht über das Moor. Festgehalten in Regellosigkeit ist jeder Laut des Lebens. Aber überall stehen Zeichen in der stillen Nacht und künden: Das Leben schläft nicht. Siehe! es schweigt nur. . .

Nicht über der rostrotten Erde liegt ein stumpfer Nebelstreifen, der sich ein Stück weiter in der Höhe in einem dünnen Schleier verliert. Der Mond gibt ein Licht, das keinen Glanz hat. Er steckt hinter grauem Dunst, und das dicke Nebelband auf der Erde saugt sein Leuchten in sich hinein. Von irgendwo kommt ein Windstoß durch die Stille und hebt den Nebelschleier, daß er wie in unruhigem Erschrecken ein paarmal auf und ab wogt, ehe er sich wieder still an die Erde schmiegt. Viele Male wiederholt sich das Spiel. Als ob eine Hand lebendig sei, die den feinen bebenden Nebeldunst fahrt und schüttelt und mahnen will, daß sie auch in der Stille der Nacht nicht ruhen kann und schaffen muß.

Wo das Moor zu Ende geht, stehen im Halbkreis fast nebeneinander wenige einfache Holzhütten. Hier wohnen die Moorarbeiter. Fahren des Gefindes, Polen und auch ein paar breitraddige, ehrlide Bergbauern, die zur Arbeit auf dem Moore angeworben wurden, weil das Dorf alle seine Leute für die Ernte braucht. Manche Hand, die da mithilft, das Moor fruchtbar zu machen, war einmal rot von Blut.

Es sind lauter Männer auf dem Moor. Drei oder vier wohnen immer zusammen in einer Hütte. Die Hütten sehen eine wie die andere aus. Nur die letzte, die eingebettet in dem Viereck junger Birkenbäume liegt, gibt ein freundlicheres Bild. Rote Geranientöpfe stehen vor den kleinen Fenstern.

In dieser Hütte wohnt eine Frau. Sie heißt überall nur die Frau vom Moor. Unter den Arbeitern auf der Heide und bei den Leuten im Dorfe. Sie hat dünne, häßliche Hände und einen elenden Körper, der von Hunger, Herumstreichen und Lastern spricht. Ihre Haut ist tiefbraun und verrät, daß die Frau von Zigeunern abstammt.

Ihre unruhigen, schwarzen Augen haben eine seltsame Macht. Sie halten die gemeinen Schimpfworte zurück, welche ihr die Weiber aus dem Dorf nachschreien wollen — sie lassen die Steine auf den Boden fallen, welche die Dorfjungen schon in den erhobenen Händen hielten, um sie nach der Frau zu werfen. Die flackernden schwarzen Augen brennen sich in das Blut der zerkumpte-

Männer, die den ganzen Tag in harter Arbeit über dem Moor den Rücken beugen.

Ein blonder, knabenhaft aussehender Mann teilt die Hütte der Frau vom Moor. Da es mit den Papieren notdürftig stimmte, haben sich die beiden vor einer Reihe von Jahren in einer kleinen Dorfstirke trauen lassen. Seitdem ziehen sie miteinander von Ort zu Ort — wo es gerade Arbeit gibt. Die Frau kocht dem Manne das Essen und gibt ihm die Silberstücke, die er vertrinkt. Sie schmägt ihn, wenn er aus dem Trinken gar nicht mehr herauskommt. Aber sie küßt ihn auch und wenn sie von ihm spricht, verhöht ihr widerloses Gesicht ein Glanz von Liebe. Sie umsorgt ihn mit einer Art von frauenhaftem Stolz.

Er ist ihr Mann. . .
Aber nachts, wenn die Holzhütten in reglosem Dunstkreis liegen und der Wind wie ein banger Atem über die jungen Birkenbäume geht, dann jagt es die Männer auf dem Moor wie brünstige Tiere von ihrem Lager auf. Sie schleichen zu der Hütte der Frau, von der die Weiber im Dorf sagen, daß sie alt und häßlich sei, und deren Blick wie Feuer im Blat der Männer brennt.

Zu den Mädchen im Dorfe gehen die Männer vom Moor nicht, denn sie wissen, da ist nicht eines, das ihnen auch nur ein gutes Wort gegeben hätte. So hegt ihr Vergehren in dem gleichen, glühenden Kreise immer wieder um die Gestalt der Frau, die bei ihnen auf der einsamen Heide ist. Gegenseitig mustern sie sich mit gefährigen, eifersüchtigen Blicken und schlagen sich die Fäuste ins Gesicht.

Den stillen Mann, dem die Frau von Gottes wegen zu eigen ist, fürchten sie nicht. Der sieht sie wohl kaum, so ausdruckslos starren seine Augen über alles hinweg, wenn er mit ihnen arbeitet. Aber er arbeitet fast nie. Der hat es gut, meinen sie mit hämischem Lachen. Der macht sich aus jedem Tage einen Feiertag mit dem Gelde, das sie der Frau für die Nächte hinwerfen, in denen sie ihnen willig ist.

Denn das ist der Fluch, der auf dem elenden, häßlichen Leben der Frau liegt, daß sie für alle die brünstigen Tiere, die durch die Nacht zu ihr kommen, da sein muß.

Das ist der Fluch, den die Frau mit einem wollüstigen Grauen wie eine eiserne Faust im Nacken spürt und nicht abschütteln kann. Deshalb bestand sie einmal vor vielen Jahren darauf, daß der blonde knabenhafte Mensch sich mit ihr vor Gottes Altar trauen ließ. An dem Tage glaubte sie an ihre Erlösung, und sie fühlte, wie die Faust sie losließ. So blieb es eine kurze, bange, süße Weile. Doch als das Kind, das sie dem Manne, dem Erlöser, voll heiliger Freude schenken wollte, tot auf die Welt kam, da packte es sie wieder. Herrischer, fester — unentrinnbarer wie je und ließ sie nicht wieder los. Und viele Silberstücke, die ihr die sündhaften Nächte brachten, legte sie seitdem in die Hand ihres Mannes, der sie vertrat. Oft krampften sich seine Finger heimlich zur Faust, wenn er das Geld in die Tasche gleiten ließ, und ein stumpfes Weinen schrie in seinem Herzen, wenn er die Frau ansah. Aber er ist allezeit ein jammervoller, mißhandelter Mensch gewesen. Schon von seinem ersten Lebensjahre an, als man ihn seiner Ziehmutter wegnahm, weil sein magerer Kinderkörper voller Wunden war. Er kann die dumpfen, unklaren Gedanken seines halben Begreifens nicht zu Worten zusammenfassen. So tritt er hintweg über das Schreien seines Herzens und schwankt zum Wirtshaus und vertrinkt das Sündengeld der Frau. Sie gibt es ihm, ohne etwas für sich zu behalten, mit einer Selbstverständlichkeit, die durch all das Schlechte hindurch wie etwas Warmes, Helles in seine Seele kommt.

So auch jetzt.
Sie ist ja so gut zu ihm. . . lieber Gott. . . ja. . . sie ist gut zu ihm. . . Und zwei heiße Tropfen fallen auf die Hände der Frau, die ihm leis über das Gesicht streicht.

„Armer Kerl!“
„Wer hat es gesagt? . . . Sie oder er? . . .“
„Man gut, daß er nu tot is,“ sagt sie dann leise und zeigt auf einen frischen Erdbaufen unter einem der Birkenbäumchen. In dem verblödeten Gesicht des Mannes arbeitet und zuckt es.
„Ja — gut, daß er nu' tot is“, wiederholt er stumpf. „Nu' is eben alles aus — auch das Wehtun. . .“

Unter dem Erdhügel liegt sein kleiner, wachsender, stinker Hund. Den hat er wie einen Menschen lieb gehabt. Im Wirtshaus hat er treulich die langen, bösen Stunden zu seinen Füßen gefessen, da er selbst trank und trant. . . und die grauenvolle, unausgesprochene Last immer schwerer auf seine Seele drückte. Da hat der Hund ihn angesehen mit jammernden Augen.

Nun haben die Dorfjungen heute Morgen den flinken, zärtlichen Gesellen des Mannes zu Tode gehegt. Sie haben ihn mit Steinen geworfen, nach ihm geschossen und ihn so übel zugerichtet, daß er kaum mit einer letzten Kraft zu seinem Herrn laufen konnte, zu dessen Füßen er blutüberströmt zusammenbrach. Ja — so schlimm hatten sie es ihm angetan, daß er noch gerade gut genug zum Sterben war. Da hob der Mann einen großen Stein, der auf dem Boden lag, und schmetterte in einem Aufstammen barmherziger und zärtlicher Liebe den winselnden Hund zu Tode.

„Armes Tier. . . armes Tier. . .“ murmelte er dabei wie ein Verlorener immer wieder vor sich hin.

„Armes Tier!“ . . . schrie er dann noch einmal auf, als er fertig war und warf sich auf die Erde neben dem kleinen Hügel nieder. Das stumpfe Weinen, das jahrelang wie festgeklemmt in seinem

Seele gefesselt, brüllte nun auf einmal aus ihm heraus und schluchzte, tobte und schrie, als ob es ihn niederwürgen wollte.

Mattlos stand die Frau an der Seite des Mannes und sah voll Angst auf seinen zuckenden Leib. Dann setzte sie sich neben ihn nieder und wartete wortlos, bis er nach und nach stiller wurde und sich immer wieder über seinen Rücken und über die heißen Hände, die sich wie im Krampf in das lockere Erdreich krallten.

„Armer Kerl“, sagte sie da zum erstenmal und das Brennen ihrer Augen versank hinter einem feuchten Glanz. —

Nun ist es Abend geworden, und sie gibt dem Manne zum Abschied die Hand. Mit einem festeren Druck wie sonst. Dann steht sie ihm nach, wie er noch halb bewusstlos nach diesem furchtbaren Weinen schwankend über das Moor geht. Er aber blickt nicht einmal nach ihr zurück. Rückwärts stolpert er schneller und schneller wie getrieben von ihr fort.

„Mag er trinken!“ denkt die Frau in hellem Mitleid. „Mag er viel trinken, daß er's vergiftet. . . .“

Still tastet sich die Nacht über das Moor. Ein schwarzer Schatten steht aufrecht in dem gedämpften Mondglanz der weichen Nacht. Es ist ein Mensch. Er blickt mit bangen, irren, suchenden Augen den Weg zurück und ruft nach seinem kleinen, zärtlichen Hunde. Er kommt nicht — — — nie wieder wird er hinter ihm herlaufen.

Da wankt der Mensch weiter. So arm war noch nie einer, der über das Moor ging, auf dem die Heide blüht. Reich und rot. Der Mann tritt mit schweren Schritten über das Blühen.

„Armes Tier armes Tier“

Vor der letzten Hütte steht der Mann still. Lichtschein dringt durch das Fenster. Ein Name wird gerufen. Da steigt ein Glühen in das Gesicht des einsamen Mannes. Seine Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander. Aber die Gewohnheit ist eine zwingende Macht, und wie immer will er zu seinem Versteck unter dem Birkenviereck gehen.

Da was ist das?
Ein gelles, schmerzliches Schreien schreit an sein Ohr. Es hört nicht auf. Erschrocken stößt der Mann das Fenster auf. Die Menschen drinnen hören es nicht. Ein baumlanger, wüster Kerl beugt sich über das Weib, packt es mit eisernen Riesenfausten und schlägt es schlägt es

Der magere Körper windet sich in schmerzhaftem Stöhnen. Dann fällt der lange Kerl über das Weib her und küßt es. Toll — — — wie ein Sinnloser. Und das Weib schluchzt weiter. Sisslos und wie aufgelöst in Jammer.

Dem lauschenden Manne faßt eine kalte Hand nach dem Herzen. O, Gott! Etwas Furchtbares wälzt sich gegen ihn heran, wie es gemeiner und häßlicher in seinem zerlumpten und verkommenen Leben noch nie auf ihn eingedrungen ist. Er kann es nicht nennen — — er kann es nicht pafen — — — aber es hat hundert Hände, ihm ins Gesicht zu schlagen und das Herz aus der Brust zu reißen. Es ersticht seinen Atem — — — wenn er doch schreien könnte!

Da schlägt der Mann drinnen wieder auf die Frau ein. Mit einem schrillen Schrei zwingt sie ihn wie mit übernatürlichen Kräften zurück — — — von sich weg — — — und eilt wie gejagt aus der Hütte. An dem Manne an dem Fenster vorbeigehend, ohne ihn zu sehen und bricht dann unter den Birken zusammen. Fast neben dem Grabe des kleinen Hundes.

Der Mann hält noch einen Augenblick wie erstarrt auf seinem Laufstegposten aus. Wird der da drinnen nun dem Weibe nach-eilen? Nein! Er bleibt still und wie erschlagen liegen.

Da tritt der Mann von dem Fenster zurück. Geht auf die Frau zu, die auf der Erde liegt und jammert. Die Frau sieht ihn nicht. Stumm blickt der Mann auf sie nieder. In seine verglasten Augen kommt für eine kurze klare Sekunde die helle Erkenntnis des Glends, das sich zu seinen Füßen windet. Sein Gesicht ist verzerrt von einem beißenden Schmerz, der über ihn herfällt und für einen Augenblick alles andere in seiner Seele zerschlägt.

Da bückt er sich nieder und hebt mit sicheren Händen einen großen schweren Stein, der neben dem Grabe des kleinen Hundes lauert.

„Armes Tier“ sagt er laut und feierlich. Mit gewaltiger Wucht schleudert er den Stein auf das ihm abgetehrte Antlitz der stöhnenden Frau.

Da springt in die Nacht ein Sturm von Leid und Grauen, als der Mann neben dem Weib in die Arme bricht. — — —

Er kam nicht auf die Anklagebank.
In der Irrenanstalt werden die Worte des jungen Arztes unsicher, die dem wahnsinnigen Manne Ruhe geben sollen, der Tage und Nächte in herzerreißendem Jammer lagt: „Armes Tier armes Tier“ Und dessen verlorene Seele kein anderes Wort mehr findet.

Die Wächter aber fürchten sich und kommen nur zu Zweien in seine Zelle. Denn oft bekommt der große Mann ein heißes und rotes Gesicht und beugt sich mit einer gewaltigen Kraft auf die Erde nieder — — — und jede Muskel seines Körpers gefirrafft wie in einer großen Anstrengung. Dann hebt er die Arme, als ob

er etwas Schweres wegschleudern wollte auf ein bestimmtes Ziel, und wie einer, der in Flammen steht, die an seinem lebendigen Leibe fressen, brüllt er auf in wildem Schmerz: „Armes Tier“

Still tastet sich die Nacht über das Moor.

Die Männer im Halbkreis der Hütten flüstern mit scheuen Stimmen von der Frau, die einmal bei ihnen war.

Kleines Feuilleton.

Krankhafte Mannhaftigkeit. Es ist vielleicht nur ein Zufall, daß sich in den letzten Monaten die Veröffentlichung überraschender Forschungen über das Wesen des Geschlechtsunterschieds und seine Beeinflussung gehäuft haben. Die Frage an sich hat nie gerührt, ist aber wenigstens in der willkürlichen Geschlechtsbestimmung nicht vorwärts gekommen. Jetzt hat Dr. Tuffier der Pariser Akademie der Medizin eine Mitteilung gemacht, die einen unerwarteten Zusammenhang zwischen der Geschlechtsentwicklung und krankhaften Zuständen bestimmter Organe nachweist. Es sind die Nebennieren, die hier eine eigentümliche Rolle zu spielen scheinen, nachdem sie schon durch andere Eigenschaften eine noch vor kurzem nicht geahnte Bedeutung auch für die Medizin erlangt haben. Die Entdeckung von Dr. Tuffier besteht darin, daß eine Geschwulst der Nebennierendrüse nicht nur bei einem männlichen Kinde eine vorzeitige Mannbarkeit herbeiführen, sondern sogar beim anderen Geschlecht eine Entwicklung männlicher Eigenschaften bewirken kann. Das Sonderbarste ist ein von Dr. Tuffier beschriebener Fall, in dem eine derartige Umwandlung sogar noch bei einer Frau in hohen Jahren stattgefunden hat. Diese Patientin war bereits 62 Jahre alt und wegen vermeintlicher Zuckerkrankheit zur Behandlung gekommen. Dem Arzt fiel alsbald ihr männliches Aussehen auf, namentlich beim zweiten Besuch, als sich die Frau weniger sorgfältig rasiert hatte und infolgedessen mit einem stattlichen schwarzen Bart und Schnurrbart erschien. Eine genauere Untersuchung ergab auch noch andere Eigentümlichkeiten in derselben Richtung. Durch Befragung wurde festgestellt, daß all diese Erscheinungen erst im höheren Alter eingetreten waren. Sie hatten übrigens auch die Gewohnheiten der Frau beeinflusst, die nunmehr weit schwerere körperliche Arbeiten ohne Ermüdung zu verrichten imstande war. Eine Operation, die durch das ganze Krankheitsbild geboten wurde, ergab dann eine Geschwulst der Nebennieren, die auf die benachbarten Organe gedrückt hatte. Die Merkmale des sogenannten Virilismus sind namentlich bei weiblichen Kindern lange bekannt und schon früher studiert worden. Sie äußern sich dann auch in einer Wachstumsbeschleunigung. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient die von Dr. Tuffier festgestellte Tatsache, daß diese krankhafte Mannhaftigkeit als Anzeichen einer Geschwulst der Nebennieren betrachtet werden kann, die dann vermutlich durch eine verhältnismäßig leichte Operation zu beseitigen wäre.

Technisches.

Wie könnte man Luftschiffexplosionen verhüten? Die furchtbare Luftschiffkatastrophe bei Wien, von der kürzlich in diesen Spalten berichtet wurde, erinnert uns an einen fesselnden Vortrag des hervorragenden, in Berlin ansässigen schweizer Gelehrten Pictet, den er anlässlich der Zerstörung des Militärluftschiffes bei Johannisthal in dem Verein Deutscher Chemiker gehalten hat. Nicht ohne große Angst, so führte Pictet damals aus, kann ich so ein Luftschiff über unseren Häuptern manövrieren sehen. Weiß ich doch als Chemiker zu genau, wie gefährlich, wie außerordentlich explosibel das Amalgas ist, das durch die Mischung des in dem Ballon vorhandenen Wasserstoffes mit der Luft resultiert. Ein winziger Funke genügt, um dieses Gas zur Explosion zu bringen. Natürlich muß solche Explosion ein Feuer unheimlich schnell um sich greifen lassen.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, solche Katastrophen zu verhüten. Auch dann, wenn die Entzündung durch den Motor eines Aeroplans geschieht, wie dies neulich der Fall war. Jedenfalls kann es erreicht werden, daß ein einmal ausgebrochenes Feuer nicht mit so entsetzlicher Geschwindigkeit um sich greift, und dadurch würde auch schon viel gewonnen sein.

Zunächst einmal kann der Ballonstoff sehr gut gegen Feuer imprägniert werden. Weiter haben wir in dem Stickstoff ein Gas, das heutzutage auf bequeme Weise sehr billig in reinem Zustande gewonnen werden kann.

Würde man nun die Luftschiffe in jener sinnreichen Weise, die Pictet vorschlägt, mit einem „Stickstoffpanzer“ versehen, so wäre es mit so grauenhaften Luftschiffkatastrophen, wie sie immer wieder vorkommen, wohl ein für allemal vorbei. Explodiert doch der Wasserstoff im Gemisch mit Stickstoff auf keinen Fall. Ein Feuer, daß die Ballonhülle von unten verlegen würde, müßte augenblicklich durch den dadurch ausströmenden Stickstoff erstickt. Eine Flamme, die von oben einwirkte, dürfte kaum Nahrung finden und könnte sicherlich nur wenig um sich greifen. Kann man doch ein Luftschiff derart mit Stickstoff umpanzern, daß der Wasserstoff mit der Luft nirgends in direkter Berührung steht, oder anders ausgedrückt, nirgends nur durch die Ballonhülle von der Luft getrennt wird. Mögen auch die Luftschiffe durch solche Panzer etwas umfangreicher werden, die Vorteile sind trotzdem unleugbar.